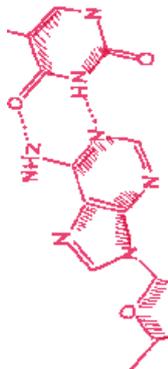


PRAT TRICKS TRICK

von Kristo Šagor / 9+

Gestaltung: mi/jandumontok

ab 19.11.16
JUNGES.THEATERBREMEN



Patricks Trick

von Kristo Sagor

Liebe Lehrerinnen und Lehrer,
wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Durchsehen und Anwenden der Materialien. Auf
Anfrage bieten wir Ihnen gerne Begleitworkshops zur Inszenierung an.

Theaterpädagogik
Theater Bremen
Rieke Oberländer/Christina Schahabi
theaterpaedagogik@theaterbremen.de, 0421-3653230/229

ZUR INSZENIERUNG

Inhalt	Seite 4
Besetzung/Autor	Seite 5
Sagor im Interview	Seite 7
Laudatio	Seite 9
Regisseurin Nathalie Forstman	Seite 11

KONTEXTMATERIAL

Gymnasiastin mit Down-Syndrom	Seite 12
Interview mit Marlies Winkelheide	Seite 15
Pass auf ihn auf!	Seite 22

FÜR DEN UNTERRICHT

Materialien zur Vor- und Nachbereitung von Rieke Oberländer	Seite 26
---	----------

ZUR INSZENIERUNG



(von links: Benjamin Nowitzky, Christoph Vetter; Fotos: Jörg Landsberg)

Inhalt

Patrick ist elf Jahre alt und ihm geht es wie den meisten Kindern: wirklich interessante Neuigkeiten erfährt man zumeist indem man Erwachsene belauscht. Als er eines Tages zufällig ein Gespräch seiner Eltern mithört ist klar: er wird einen Bruder bekommen! Diese freudige Nachricht ist jedoch schnell durch die traurige und besorgte Stimmung seiner Eltern getrübt. Irgendetwas scheint nicht zu stimmen, „Vielleicht wird er niemals lernen, richtig zu sprechen“, flüstern sie und sind ratlos, ob sie das Kind bekommen möchten oder nicht. Während die Eltern unter sich mit dem Problem bleiben, sucht Patrick aktiv Antworten auf all die Fragen, die auf ihn einprasseln. Auf einer ausgiebigen Recherchetour, die ihn zu einem Professor, einem kroatischen Boxer, der Gemüsefrau und vielen anderen vermeintlichen Spezialisten führt, entdeckt Patrick, dass er eigentlich selbst ein Experte ist: nämlich darin Ängsten und Ungewissheiten zu begegnen.

Besetzung

Christoph Vetter
Benjamin Nowitzky

Regie	Nathalie Forstman
Bühne und Kostüme	Iris Holstein
Musik	Thorsten zum Felde
Dramaturgie	Sabrina Bohl
Licht	Tim Schulten

Der Autor



Kristo Šagor, geboren 1976, ist Dramatiker und Regisseur. Er wuchs in Lübeck auf und studierte Neuere Deutsche Literatur, Theaterwissenschaften und Linguistik an der Freien Universität Berlin. Dort entstand sein Stück *Dreier ohne Simone*, das 1999 uraufgeführt wurde. Sein professionelles Regiedebüt hatte Kristo Šagor 2002 mit seinem eigenen Stück *Durstige Vögel* am Volkstheater München. Von 2002 bis 2004 war er Hausautor am Theater Bremen.

Er führte Regie u.a. am Staatsschauspiel Dresden, am Staatstheater Hannover, am Staatstheater Stuttgart und am Schnawwl des Nationaltheaters Mannheim. 2007 inszenierte er die Uraufführung von Philipp Löhles „Genannt Gospodin“ und wurde damit zu den 33. Mülheimer Theatertagen eingeladen. In der Spielzeit 2008/2009 war er künstlerischer Leiter des „Theaters unter Tage“ am Schauspielhaus Bochum.

Kristo Šagor erhielt als Autor und Regisseur zahlreiche Preise, u.a. 2001 den Publikumspreis des Heidelberger Stückemarktes und die Fördergabe des Friedrich-Schiller-Gedächtnispreises des Landes Baden-Württemberg. 2008 wurde er für seine Inszenierung *Törleß* am Jungen Schauspielhaus Hamburg in der Kategorie beste Regie Kinder- und Jugendtheater mit dem Deutschen Theaterpreis DER FAUST ausgezeichnet. Sein Stück „Patricks Trick“ wurde mit dem Baden-Württembergischen Jugendtheaterpreis 2014 ausgezeichnet und war daneben für den Deutschen Kindertheaterpreis 2014, den Berliner Kindertheaterpreis 2013 und den Mülheimer Kindertheaterpreis 2015 nominiert.



(Christoph Vetter; Foto: Jörg Landsberg)



(Christoph Vetter, Benjamin Nowitzky; Foto: Jörg Landsberg)

Kristo Sagor im Interview über „Patricks Trick“

Theater heute vom 20. Mai 2015

In «Patricks Trick» erlauscht der elfjährige Patrick bei einem Gespräch seiner Eltern, dass er wohl einen behinderten Bruder bekommt, der «nie richtig sprechen können» wird. Was gab den Impuls für dieses Thema?

Das Ausgangsthema des Stücks war für mich: Sprache. Ich wollte eine Art «Sofies Welt» zum Thema Sprache schreiben. Dann erst kam die Idee, dass die Behinderung des ungeborenen Bruders Ausgangspunkt für die Suchbewegung eines älteren Geschwisters sein könnte. Mein Schwager ist Autist. Ihn kennenzulernen, hat mich sehr berührt und war vermutlich ein notwendiger Bestandteil dafür, dass das Stück geworden ist, wie es ist.

Aus dieser Situation haben Sie kein Familiendrama über den Umgang mit behinderten Kindern entwickelt, sondern ein Stück über die Frage: Wie lernt man das überhaupt – richtig miteinander sprechen? Was, würden Sie sich wünschen, nehmen Zuschauer aus «Patricks Trick» mit?

Mut. Optimismus. Patrick traut sich, Menschen anzusprechen, vor denen er eigentlich Angst hat: einen als gefährlich geltenden Mitschüler, eine behinderte Gemüsefrau, und durch die lernt er wiederum Menschen kennen, die auf den ersten Blick noch einschüchternder sind. Und das Überraschende ist: Alle lassen sich auf Patrick und seine Fragen ein. Alle versuchen ihm mit dem, was sie wissen und sind, zu helfen.

Patrick versteht das Flüstern seiner Eltern zunächst ganz wörtlich: «Vielleicht wird er niemals lernen, richtig zu sprechen.» Die Erwachsenen im Publikum begreifen sofort, dass es um eine Behinderung geht, aber das Stichwort »behindert« fällt erst in der Mitte des Stücks und demotiviert Patrick für einen Augenblick sehr. Das Stück sagt damit vielleicht auch: Nimm Dinge so wie sie sind, mach keine weiteren Zuschreibungen, dann kannst du es schaffen.

Sie sind wohl der einzige nominierte KinderStücke-Autor in Mülheim, der bereits als Regisseur im Wettbewerb der Erwachsenenstücke vertreten war (2008 mit der Inszenierung von Philipp Löhles «Genannt Gospodin»). Warum haben Sie «Patricks Trick» nicht selbst inszeniert?

Es ist ein Privileg, als Autor den fertigen Text an einen anderen Regisseur geben zu können. Natürlich habe ich Fantasien, wie ich das Stück selbst inszenieren würde. Aber die kommen erst, wenn der Text fertig ist. Beim Schreiben versuche ich, eine Art ‚absoluten Raum‘ zu schaffen, der nur um sich selbst kreist, und denke kaum an die Möglichkeiten und Nöte einer Realisierung. Wenn es dann wie bei «Patricks Trick» sogar mehrere Inszenierungen gibt, ist die Freude, mir unabhängig voneinander entstandene Interpretationen ansehen zu können, um so größer.

Eine Regisseurin erzählte mir mal, sie habe ein Stück von mir, «Durstige Vögel», gelesen und es unbedingt inszenieren wollen – bis sie meine Inszenierung gesehen hat. Die empfand sie als so schlussgültig, dass ihr jetzt die Fantasie fehle, den Text selbst noch zu inszenieren. Das darin enthaltene Kompliment ist natürlich wunderbar und eine solche Konstellation vermutlich die Ausnahme – aber ich denke schon, dass eine Inszenierung durch den Autor selbst die Denkräume professioneller Zuschauer eventuell kleiner macht.

Trotzdem werde ich «Patricks Trick» in der nächsten Spielzeit selbst inszenieren, am Jungen Ensemble Stuttgart.

In den letzten 15 Jahren haben Sie viele Förderungen und Preise für Ihre Stücke erhalten, auch «Patricks Trick» wurde im Rahmen des Berliner Kindertheaterpreises gefördert und entwickelt und mit dem Jugendtheaterpreis Baden-Württemberg ausgezeichnet, für den Deutschen Kindertheaterpreis war das Stück ebenfalls nominiert. Wie wichtig sind solche Auszeichnungen für das Entstehen neuer Texte im Kindertheater? Wäre «Patricks Trick» auch ohne die Förderung des Berliner Kindertheaterpreises geschrieben worden?

Ja, den Text hätte ich auf jeden Fall geschrieben. Aber vermutlich als Kinderbuch und nicht als Stück. Die Idee zu dem Stoff hatte ich schon lange. Stefan Fischer-Fels, der Künstlerische Leiter des Grips-Theaters, hat mich bestärkt, daraus ein Kinderstück zu machen.

Auszeichnungen sind wichtig: als Ermutigungen, und auch die wirtschaftliche Unterstützung durch die Preisgelder ist kaum zu überschätzen. Als Autor hat man immer wieder finanzielle Durststrecken, und wenn man einfach so losschreibt, geht man ja immer in Vorleistung, ohne zu wissen, ob und unter welchen Bedingungen es zu einer Uraufführung kommt.

Der Jurysprecher Werner Mink «unterstellt» im Interview zur Auswahl, Autoren des Abendspielplans könnten sich eine zu große Nähe zum Kindertheater nicht leisten, da man in Deutschland zu schnell als Kinderautor etikettiert würde. Sehen Sie das ähnlich?

Dass Etiketten schnell und auch zu schnell vergeben werden, glaube ich auch. Ich tanze ja seit Jahren auf mehreren Hochzeiten, als Autor und Regisseur, im Jugend- und Erwachsenentheater. Welche Nachteile mir daraus genau erwachsen mögen, kann ich nicht beurteilen. Da die Dramaturgien, die sich deshalb nicht für mich interessieren, mich nicht ansprechen, weiß ich nicht, was mir da entgeht. Aber ich erlebe immer wieder überraschte Gesichter, wenn jemand, der davon ausging, ich würde nur im Kinder- und Jugendtheater arbeiten oder ich sei nur Autor, von den anderen Arbeitsfeldern erfährt. Und, klar, es gibt Theaterpraktiker, die sich nur im Erwachsenentheater bewegen und auf das Kinder- und Jugendtheater herabblicken.



(Christoph Vetter, Foto: Jörg Landsberg)

**Laudatio zur Verleihung des Jugendtheaterpreises
Baden-Württemberg 2014**
von Andreas Jüttner

»Denk dir ein Trüffelschwein / Denks wieder weg. / Wird es auch noch so klein / Wird nie verschwunden sein / Bleibt doch als Fleck.« So fasst Robert Gernhardt die schöpferische Kraft der Gedanken in Worte. Oder ist es die schöpferische Kraft der Worte, die Gedanken auslösen? Zum Beispiel die Worte: »Ich bekomme einen Bruder.« So eröffnet der Protagonist das Stück »Patricks Trick« von Kristo Šagor. Wenn ein Stück so beginnt, dann ist dieser Bruder einmal gedacht. Er kann nicht mehr weggedacht werden. Und deshalb steht dieser Bruder auch mit Patrick auf der Bühne. Obwohl er eigentlich noch gar nicht auf der Welt ist, ja sogar noch nicht einmal sicher ist, ob er überhaupt jemals auf die Welt kommen wird. Denn er könnte zwar nicht mehr weggedacht werden, wohl aber – wie Abtreibung mitunter verharmlosend genannt wird – »weggemacht«. Darüber denken Patricks Eltern nach, auch wenn sie es nicht ausdrücklich sagen. So, wie sie Patrick ohnehin nichts ausdrücklich sagen. Vom Werden seines Bruders erfährt Patrick zufällig durchs Lauschen an der Küchentür, ebenso wie von dessen drohender Behinderung. Wobei das Wort »Behinderung«, das ja auch sofort Gedanken auslöst, lange Zeit gar nicht fällt. Es heißt nur: »Vielleicht wird er niemals lernen, richtig zu sprechen.« Gerade als erwachsener Leser oder Zuschauer könnte man zu diesem Zeitpunkt glauben, es entspinne sich nun ein Familiendrama um die Entscheidung für oder gegen ein behindertes Kind. Es geht aber um etwas Größeres, Umfassenderes: Darum, was bei jedem von uns so alles dazu gehört, »richtig zu sprechen«. Zum Beispiel: Wie fragt man als Elfjähriger, den die zufällig aufgeschnappten Andeutungen der Eltern umtreiben, seinen besten Freund um Rat? Oder: Wenn dieser Freund einen zum rabiaten Danijel schickt, weil der doch ganz spät Deutsch gelernt hat und deshalb vielleicht weiß, wie man sprechen lernt – hat es dann einen Sinn, den anzusprechen? Getrieben von der Sorge um den Bruder, den es wie gesagt bisher ja nur im Konjunktiv gibt, traut sich Patrick – mit überraschendem Ergebnis. »Ich war sicher, er haut mir eins auf die Fresse«, sagt Patrick. »Hat er aber nicht«, kommentiert sein Bruder. Das Stück verzichtet auf den expliziten Verweis, dass Patrick hier lange vor seinen Eltern entdeckt, wie grundlos Kommunikationsscheue oft ist und dass man sie überwinden muss, um »richtig zu sprechen«. Es führt nicht etwa vor, wie Verschweigen fatale Folgen nach sich zieht, sondern zeigt, welchen Gewinn es bringen kann, zu reden: Patrick fragt nach. Bei einem kroatischen Boxer, bei seiner Deutschlehrerin, bei der behinderten Gemüsefrau und bei dem philosophisch-poetisch bewanderten Lebenskünstler, den alle nur »Professor« nennen. Und am Ende, als seine Mutter ihm endlich reinen Wein einschenken will, kann er sie unterbrechen mit folgendem Satz: »Ja, weiß ich, Mama, er wird behindert sein, eine Trisomie, er wird vielleicht nicht mal richtig sprechen lernen, ich habe euch belauscht, jede Nacht, wenn ihr geflüstert habt, das ist nicht schlimm, Mama, ich habe einen Plan, ich war bei Professor Milch, und Danijel hat mich zu dem Boxer gebracht, und der hat gesagt, jeder Satz ist wie ein Schlag oder kann wie ein Schlag sein, und Professor Milch hat gesagt, dass ich weiß, dass man gar nicht wissen soll, was für Augen die Rauschelbeeräugige hat, ist gut, denn weil das mir hilft, hilft das meinem Bruder, das habe ich zwar nicht genau verstanden, aber das werde ich noch verstehen, sagt Professor Milch, und ich glaube, das stimmt.«

Es ist ein langer Satz, den man nur verstehen kann, wenn man über das Stück hinweg die Erkenntnis des kroatischen Boxers befolgt: »Sprechen lernen kann man nur, wenn man zuhört. Viel zuhört. Gut zuhört.« Großartig ist, wie subtil Šagors Stück diesen Satz im Stückverlauf beglaubigt. Denn auch Patrick hört gut zu. Das zeigt die Form dieser, nennen wir es ruhig mal so, Bildungsreise: Physisch präsent auf der Bühne sind nur Patrick und sein Bruder (bzw. deren Darsteller), die alle anderen Rollen auch spielen. Genauer gesagt: Der Bruder (der wiederum ja nur im Denken von Patrick

existiert) spielt sie. Das macht diese Rolle zum Schauspielerfutter par excellence, was aber kein reiner Selbstzweck ist. Denn die Rollen werden zwar samt und sonders durch den Bruder etabliert, nach und nach aber von Patrick übernommen, bis er in einem furiosen Schlussmonolog – schon allein für diese Szene freue ich mich auf die Uraufführung – alle sprechen kann. Ein brillantes Bild dafür, wie man durch Fantasie zur Empathie findet.

Natürlich geht es in »Patricks Trick« auch um die Frage, ob und wie das Leben mit einem behinderten Kind bzw. behinderten Geschwister wäre. Auch hierfür gibt es markante Szenen, etwa wenn der Bruder Patricks Das-pack-ich-schon-Optimismus begegnet mit einem beharrlichen »Und wenn ich die ganze Zeit schreie?«, gefolgt von einem markerschütternder Schrei. Letztlich aber geht es, man verzeihe mir das Pathos, um die verbindende Macht des Wortes zwischen Mensch und Mensch (und somit auch um die trennende Wirkung der Sprachlosigkeit). Inhaltlich überwältigt »Patricks Trick« durch hinreißend pragmatischen Optimismus und unverkitschte Lebensbejahung. Formal begeistert der Text, indem jede Szene eine Spiel-Fundgrube für ein Virtuosen-duo ist, ohne diese zum Selbstzweck zu machen. Und angesichts der vielen Sprechstile, von Danijels ruppigem »Verpiss dich« bis zum Celan-Zitat des Professors gilt für das ganze Stück, dass es den gut Zuhörenden lehrt, »richtig zu sprechen«. Wobei es das Zuhören mit seinem lakonischen Witz zum Vergnügen macht.

»Denk dir ein Trüffelschwein...« Im Wettbewerb gab es viele faszinierende, spannende, anrührende Stücke zu lesen, aber eines hat mich ganz besonders dazu angeregt, seine Szenen zu denken, und ich danke den ebenso stimmenden Juroren, dass ich hier als Laudator Kristo Šagor für das Denken von »Patricks Trick« danken darf.

*Quelle: Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs GmbH
(www.kiepenheuer-medien.de)*



(Benjamin Nowitzky, Christoph Vetter; Foto: Jörg Landsberg)

Die Regisseurin



Nach vier Semestern Studium der Dramaturgie an der Ludwig-Maximilian-Universität München und dem Studium der Theaterpädagogik an der Hochschule der Künste im Sozialen Ottersberg folgten zahlreiche theaterpädagogische und künstlerische Projekte als freischaffende Theatermacherin und Dramaturgin sowohl mit Laien als auch mit professionellen SchauspielerInnen. In Kooperation mit dem Rogaland Teater Stavanger, Norwegen und YTAS Scotland leitete sie zwei internationale Theaterprojekte mit Jugendlichen, und war von 2009-2011 als Kuratorin von Theaterfestivals und Themenreihen an der Schwankhalle Bremen tätig. Seit der Spielzeit 2011/12 leitet Nathalie Forstman die Jungen Akteure am Theater Bremen und inszenierte u.a. in der Spielzeit 12/13 das Stück „Warum das Kind in der Polenta kocht“ nach Aglaja Veteranyi, das 2013 für das Theatertreffen der Jugend in Berlin nominiert und zum Bundestreffen der Jugendclubs an Theatern nach Oldenburg eingeladen wurde. Letzte Regiearbeiten: Die Stückentwicklung „Verschwende Deine Jugend“ und „Grüne Vögel“ von Jan Eichberg.

KONTEXTMATERIAL

DIE ZEIT-Artikel vom 21. Juni 2014 von Laura Díaz

Gymnasiastin mit Down-Syndrom

Larissa schüttelt den Kopf und hält den Basketball fest in ihren Händen. "Du wirfst den Ball der Jasmin so zu, dass er vorher einmal den Boden berührt", wiederholt Sportlehrer Christian Wiese. Ihre Mitschüler schauen zu. "Nein, nein, nein", sagt Larissa. Sie wird den Ball nicht loslassen. Eine Mitschülerin übernimmt. "Willst du eine kleine Pause machen?", fragt der Sportlehrer das Mädchen. Larissa schweigt.

Larissa Krol, 15 Jahre, hat das Downsyndrom. Seit drei Jahren besucht sie das Kurt-Schwitters-Gymnasium in Hannover, eine Regelschule mit zwei Inklusionsklassen: die 5a und die 7a. Larissa geht zusammen mit drei weiteren geistig beeinträchtigten Kindern in die Siebte. Es ist die Art von Inklusion, die sich Henris Eltern aus dem baden-württembergischen Walldorf für ihren Sohn wünschen. Der Fall des elfjährigen Downsyndrom-Schülers sorgt für Schlagzeilen. Die Eltern wollen den Jungen aufs örtliche Gymnasium schicken, doch die Schule weigert sich, ihn aufzunehmen. Auch eine Realschule hat mittlerweile abgelehnt. Der Fall erregt die Gemüter: Wo beginnt Inklusion – und wo stößt sie an ihre Grenzen?

Der baden-württembergische Kultusminister Andreas Stoch (SPD) will die Entscheidung der Schule nicht aufheben. Dabei gilt in Deutschland seit März 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention. Alle Kinder mit Behinderung haben seitdem das Recht auf eine inklusive Schulbildung. Die Realität in Deutschland sieht anders aus: Nur 5,5 Prozent der Schüler mit Förderbedarf besuchen ein reguläres Gymnasium, weitere 4,3 Prozent eine Realschule. Liegt der Inklusionsanteil im Kindergarten noch bei 67 Prozent, schrumpft er laut einer Bertelsmann-Studie von 2013 in der Grundschule auf 39 Prozent. Anders formuliert: Im Kindergarten malen Behinderte und Nichtbehinderte noch zusammen, in der Schule werden sie getrennt.

"Auch Larissa war zuerst auf einer Förderschule", erzählt Mutter Therese Krol. "Aber ich wollte unbedingt, dass sie mit normalen Kindern zur Schule geht." Die 54-jährige gelernte Bürokauffrau bleibt lange Zeit hartnäckig, hört sich um, bohrt nach. "Eltern behinderter Kinder sind selbstbewusster geworden", sagt sie. "Wir fordern endlich unsere Rechte ein, die uns mit der UN-Behindertenkonvention gegeben wurden." Eines Tages, im Dezember 2010, ruft Krol zusammen mit dem Behindertenverein "Mittendrin" den Schulleiter Winfried Baßmann an, fragt nach, ob er das Kind mit Downsyndrom im Schuljahr 2011 am Kurt-Schwitters-Gymnasium aufnehmen würde. Jede vierte Heizung in Deutschland wird mit Heizöl betrieben - die meisten davon im ländlichen Raum. Die Ölheizung bietet eine gute Perspektive, weil sie einen kostengünstigen Einstieg in die Energiewende ermöglicht. Mehr...

Dreieinhalb Jahre später sitzt Winfried Baßmann in seinem Büro, er hat Larissas Zeugnisse aus den Ordnern geholt und auf dem Tisch verteilt. "Insgesamt hat Larissa eine erfreuliche Sozialentwicklung innerhalb der Klasse gemacht", steht in einer Bewertung. Er blickt zufrieden. Zwei Jahre bevor die Inklusion behinderter Kinder 2013 in Niedersachsen verpflichtend wird, nimmt Baßmann das Mädchen an der Schule auf. "Ich habe über die Entscheidung nicht lange nachdenken müssen, nur musste ich noch die anderen überzeugen, dass Inklusion bei uns möglich ist." Die anderen, damit meint der Schulleiter Lehrer, Eltern, Schüler. Viele sind zunächst skeptisch, teilweise auch ängstlich. Kann das funktionieren?

Um kurz vor zwölf ist der Sportunterricht vorbei, die 7a sitzt mittlerweile im Musikraum. Larissa, ein Mädchen mit dunklen Haaren, Brille und buntem Stirnband, steckt sich eine Spange ins Haar. "Verteilst du bitte die Musikbücher", sagt Franziska Jaap. Sie teilt sich mit Sportlehrer Christian Wiese die Klassenleitung. Larissa legt die Spangen auf den Tisch, steht auf, holt die Bücher aus dem Schrank, drückt jedem aus der Klasse eins in die Hand. Dicht hinter ihr: Erzieherin Sarah Knigge. Die 24-Jährige begleitet die Schülerin durch den Schulalltag. Die anderen geistig behinderten Kinder

haben ebenfalls sogenannte Einzelfallhelfer an ihrer Seite. Eine Sonderpädagogin und eine pädagogische Mitarbeiterin sind zusammen 35 Stunden die Woche an der Schule tätig. In jeder Schulstunde sitzen somit zusätzlich zur Lehrkraft noch drei weitere Mitarbeiter im Raum. "Für manche Lehrer ist diese Transparenz eine unangenehme Vorstellung", sagt Christian Wiese und lacht. Es ist eine Begleiterscheinung der Inklusion, die manchen Lehrern vielleicht mehr Angst macht als die Inklusion selbst. Der Unterricht wird permanent beobachtet, bewertet. Manche Eltern sind von der Anwesenheit der vielen Erwachsenen in der Klasse ebenso wenig begeistert. Können die Kinder Kinder sein, wenn ständig Pädagogen umherschwirren?

Die beiden Klassenlehrer empfinden die zusätzlichen Mitarbeiter als große Entlastung. "Anders würde es nicht funktionieren, wir würden sonst draufgehen", sagt Franziska Jaap. Auf inklusiven Unterricht hat man die jungen Lehrer, beide Anfang 30, im Studium nicht vorbereitet. Als Larissa in der Fünften das einzige Kind mit Behinderung war, wurde die Klasse nur fünf Stunden die Woche von einer Sonderpädagogin unterstützt. "Das war einfach viel zu wenig", sagt Wiese. "Da bin ich wirklich an meine Grenzen gestoßen."

Aus den Boxen im Musikraum dröhnt ein Lied von Adel Tawil. "Ich ging wie ein Ägypter, hab mit Tauben geweint." Die meisten Kinder singen mit, einige summen nur die Melodie. Musiklehrerin Jaap erklärt, was Akkorde sind. Ein paar Jungen quatschen dazwischen, sind laut, machen Faxen. Pubertät eben. Larissa ist ruhig und konzentriert, auf ihre Art. Früher hat sie im Unterricht noch mit Sachen umhergeworfen, sich unter dem Tisch versteckt. Das hat aufgehört. Während ihre Mitschüler von der Tafel abschreiben, darf Larissa auf dem Xylofon spielen.

Zieldifferentes Lernen nennt sich das Konzept. In Mathe zum Beispiel lernen die Schüler Bruchrechnung, die geistig beeinträchtigten Kinder lösen Aufgaben, die sie bewältigen können. Unterschiedlicher Stoff, unterschiedliches Tempo. Die Übungen werden für die sogenannten I-Kinder vorab erstellt. "Klar, der Zeitaufwand, um eine Unterrichtsstunde vorzubereiten, ist größer als in anderen Klassen", sagt Lehrerin Franziska Jaap. Zusammen mit ihrem Kollegen hat sie Fortbildungen besucht, gelernt, eine inklusive Schulstunde zu gestalten.

"Komm, komm!", ruft Larissa. Sie will ihrer Einzelfallhelferin Sarah Knigge auf dem Xylofon etwas vorspielen. Die Erzieherin ist Larissas Bezugsperson, ihre Vertraute. Manchmal kuschelt die Schülerin in den Pausen mit ihr. Knigge weiß das Mädchen zu deuten, kennt seine Launen. "Wenn Larissa etwas nicht will, dann bockt sie eben." So wie heute Morgen im Sportunterricht. Dennoch war heute ein guter Tag. Larissa hat in der Früh drei Mathe-Blätter geschafft. "Mathe", sagt Larissa fröhlich. Das ist ihr Lieblingsfach.

Jeden Tag schreibt Erzieherin Sarah Knigge einen kurzen Bericht, der nachmittags von Mutter Krol gelesen wird. Noch bis Ende des Schuljahres wird Knigge das Mädchen unterstützen, mit ihm lernen, es motivieren. Danach kommt jemand Neues. Bis zur zehnten Klasse wird ein Einzelfallhelfer Larissa begleiten.

"Inklusion gibt es nicht zum Nulltarif", sagt Schulleiter Winfried Baßmann. Das Gymnasium musste Rahmenbedingungen schaffen: mehr Personal, neue Lehrmaterialien, ein Raum, in den sich die behinderten Schüler zurückziehen können. All das kostet. Nordrhein-Westfalen diskutiert derzeit, wie die Inklusionskosten finanziert werden sollen. Ab dem Schuljahr 2014/2015 soll es in NRW inklusiven Unterricht geben. Die Kommunen als Schulträger wollen die Kosten für Umbauten und Personal alleine nicht stemmen. Mit 175 Millionen Euro will sich die Landesregierung in den ersten fünf Jahren an den Kosten beteiligen. Selbst wenn die Mittel der derzeitigen Förderschulen in Deutschland weitgehend zu den Regelschulen umgeschichtet würden, bräuhete es bundesweit jährlich 660 Millionen Euro für 9.300 zusätzliche Lehrkräfte. Oft scheidert Inklusion an der Kassenlage der Kommunen.

Die Stadt Hannover hat sich kooperativ gezeigt. Sie zahlt unter anderem das Taxi, das Larissa morgens abholt und mittags wieder heimfährt. "Natürlich werde ich oft gefragt, warum ich mein behindertes Kind aufs Gymnasium schicke", erzählt Therese Krol. Wird Larissa dort nicht überfordert? Muss sie nicht jeden Tag spüren, dass sie anders ist, dass sie nicht mithalten kann?

Josef Kraus, Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, äußert sich in der Debatte skeptisch zum Thema Inklusion geistig Behinderter: "Es ist die Frage, ob es wirklich im Interesse des Kindeswohls ist, ein Kind auf eine Bildungslaufbahn zu schicken, wo es auf kurz oder lang eine Enttäuschung nach der anderen erfährt." Kraus, Onkel eines 24-Jährigen mit Downsyndrom, sagt: "Mein Neffe wäre in einer Regelschule untergegangen." Larissas Eltern hingegen sagen, für ihre Tochter sei es gut, wenn sie mit normalen Kindern unterrichtet wird. Henris Eltern sagen, für ihren Sohn sei es gut, wenn er mit den Freunden zur Schule gehen kann. Beide Familien wollen das Kind auf einem Gymnasium sehen, auch wenn es dort nie Abitur machen wird. "Larissa wird ja nicht einmal einen Hauptschulabschluss schaffen, auf gar keiner Schule", sagt Mutter Krol. Sie ist gegen das System der Förderschule, glaubt, dass Larissa auf dem Gymnasium besser lernt. Der Sprachschatz der 15-Jährigen habe sich vergrößert, ihre Fähigkeiten und ihr Verhalten hätten sich verbessert.

Eine neue Studie des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) belegt: Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf, die an einer Regelschule unterrichtet wurden, weisen höhere Leistungen auf als Schüler in Förderschulen. Doch inwieweit profitieren die nichtbehinderten Schüler von inklusivem Unterricht? Werden sie nicht eher in ihrem Lerntempo gebremst, weil sie Rücksicht auf die Schwachen nehmen müssen? Leiden nicht letztlich die Noten?

"Manche Eltern hatten anfangs Angst, dass der Unterricht an Qualität verliert", sagt Schulleiter Baßmann. Auch ein Mitschüler von Larissa erzählt: "Als meine Eltern erfuhren, dass nun auch ein Autist in die Klasse kommt, wollten sie mich von der Schule nehmen." Er kann seine Eltern überzeugen, ihn in der Inklusionsklasse zu lassen. Die Frage, ob er denn ein Problem mit den I-Kindern hätte, verneint er: "Nö, ist eigentlich normal." Die anderen Mitschüler reagieren ähnlich, zucken teilweise die Schultern. "Also mit Larissa bin ich immer gut klargekommen", sagt eine Mitschülerin. Man gewöhne sich schnell dran. Manchen scheint es auch gleichgültig zu sein, dass vier Mitschüler eine Behinderung haben. "Die sind halt da."

Winfried Baßmann ist überzeugt: Inklusion lehrt Kinder Rücksicht und Toleranz. "Ein Gymnasium ist längst keine reine Lehranstalt mehr, sondern es geht auch darum, den Schülern soziale Kompetenzen zu vermitteln." Bislang wurde kein behindertes Kind am Kurt-Schwitters-Gymnasium abgewiesen. Geistig Beeinträchtigte seien prinzipiell "gut inkludierbar", so der Schulleiter. Ablehnen würde die Schule hingegen schwerstbehinderte Kinder, die gewandelt werden müssen und nicht sprechen können. Für solche Fälle haben Regelschulen keine Kapazitäten. Ein Kind mit Downsyndrom, so wie Larissa, würde Baßmann jedoch wieder aufnehmen.

Mittlerweile hat sich auch die anfängliche Skepsis der Eltern gelegt: Die Inklusionsklasse schneidet im Vergleich mit den Parallelklassen im Notendurchschnitt am besten ab. Therese Krol glaubt daher, dass die leistungsschwachen Schüler am meisten von der Inklusion profitieren. Die Lehrer seien stärker darauf geschult, die Schüler individuell zu betrachten, sie seien aufmerksamer.

Erzieherin Sarah Knigge hat eine andere Erklärung: "Wenn die anderen Kinder den Stoff nicht verstehen, können sie drei weitere Ansprechpersonen fragen. Das haben andere Klassen nicht."

13.10 Uhr, ein lautes Schellen hallt durch die Flure des Kurt-Schwitters-Gymnasiums. Der Unterricht ist zu Ende. Larissa Krol packt ihre Sachen zusammen, sie kann nach Hause gehen. Im heutigen Bericht wird stehen: Mathe und Musik gut, Sport so lala. Klingt nach einem ziemlich gewöhnlichen Schultag.



(Christoph Vetter; Benjamin Nowitzky; Fotos: Jörg Landsberg)

**Interview der Lumia Stiftung mit Marlies Winkelheide,
Sozialwissenschaftlerin und seit 1976 in der Bildungsarbeit tätig, mit
Menschen mit Behinderungen, mit Familien und vor allem mit
Geschwisterkindern**

(s. Website: <http://ratgeber.lumiafoundation.de/de/themen/geschwisterkinder/2/>)

Frau Winkelheide, Sie sind seit vielen Jahren in der Arbeit mit Geschwisterkindern tätig. Sie haben, wenn ich das so sagen darf, Expertenwissen angesammelt.

Würden Sie uns zu Beginn erklären, was das Besondere an der Situation von Kindern ist, die eine Schwester oder einen Bruder mit schwerer Behinderung oder Erkrankung haben? Wie werden Kinder durch eine solche Situation geprägt? Kann man davon sprechen, dass Kinder, die solche Erfahrungen machen, Gemeinsamkeiten entwickeln?

Aus meiner Sicht gibt es einige Gemeinsamkeiten, die durch diese Situationen entstehen und die sich trotz der selbstverständlichen individuellen Unterschiede häufiger bei Geschwisterkindern erkennen lassen. Ich glaube, dass diese Kinder sehr sensibel sind und dass sie sich gut in andere Menschen einfühlen können. Diese Erfahrung habe ich wiederholt gemacht.

Geschwisterkinder (hier immer als Geschwisterkinder von Kindern mit schwerer Erkrankung oder Behinderung gemeint, Anm. des Autors) haben zum Teil sehr früh gelernt, mit anderen Lebensformen zu leben. Das macht sie sozial sehr aufmerksam. Das ist einerseits ein großes Potenzial, kann andererseits aber auch als erschwerend erlebt werden. So könnte ihr Verhalten in Schulklassen zum Beispiel leicht ausgenutzt werden, weil sich diese Kinder für alles verantwortlich fühlen.

Geschwisterkinder können sich aus meiner Erfahrung besser in ein anderes Leben hineindenken als andere Kinder in ihrem Alter. Sie sind in diesem Punkt oft weiter oder fähiger. Teilweise sogar auch

fähiger dazu als manche Erwachsene, was nicht selten dazu führt, dass Erwachsene Angst haben, sie zu begleiten.

Ein weiterer Punkt ist – und das ist in keiner Weise negativ gemeint –, dass sie mit unterschiedlichen Zeitbudgets ihrer Eltern für die erkrankten oder behinderten Geschwister und sich selber umgehen müssen. Auch das verbindet sie miteinander. Aus vielen Erzählungen von Geschwisterkindern weiß ich außerdem, dass sie ein Gefühl der Einsamkeit kennen.

Aus meiner Sicht ist eine ganz wichtige Gemeinsamkeit, dass sie viele Fragen haben, die sich um die großen Themen drehen. Gerechtigkeit zum Beispiel ist ein sehr häufiges Thema.

Ist es gerecht, dass ich gesund bin, mein Bruder oder meine Schwester aber krank? Was bedeutet überhaupt Gerechtigkeit im Leben eines Menschen mit einer schweren Erkrankung oder Behinderung? Ist es ungerecht, wenn ich eifersüchtig bin?

In diesen Fragen stecken auch oft Schuldgefühle. Wenn Geschwisterkinder sich normal entwickeln, Freude an etwas haben, viele Erfahrungen machen können, die ihr erkrankter Bruder oder ihre Schwester nicht machen können, fühlen sie sich häufig schuldig. Es ist wichtig, diese Schuldgefühle zu beachten und den Kindern Raum zu geben, darüber zu sprechen. Es kann wie eine Erlaubnis wirken, wenn die Eltern sagen: „Du darfst Freude empfinden. Du darfst laufen, springen, lachen, lernen, Fähigkeiten haben, die deine Schwester, dein Bruder nicht mehr haben wird ...“

Eine ganz wesentliche Prägung, die Geschwister von schwer kranken Kindern erfahren, ist, dass sie häufig zu Hause nicht lernen können, sich zu wehren. Das gilt natürlich insbesondere für Familien mit zwei Kindern. Wenn die Schwester/der Bruder so schwer erkrankt oder behindert ist, dann haben sie keine Möglichkeit zur „Rangerei“ (körperlichen Auseinandersetzung, Anm. des Autors). Es werden keine typischen und ganz normalen Geschwisterkämpfe ausgetragen. Stattdessen lernen sie, Rücksicht zu nehmen. Das kann im späteren Verlauf ihres Lebens zu Schwierigkeiten führen. Welches Verhalten ist angemessen, wenn man sich wehren will? Hier ist es eine gute Möglichkeit, dies in Geschwistergruppen sozusagen nebenbei zu üben. Da kann man sich auch mal rangeln oder man findet einen „älteren Bruder“, der nicht krank ist oder eine „jüngere Schwester“ und kann beobachten „Wie ticken eigentlich so kleine Mädchen?“

Dennoch muss man genau hinsehen, wenn Schwierigkeiten entstehen. Was führt in dieser speziellen Familie bei diesem Kind dazu? Worauf will es aufmerksam machen? Was gibt es für zusätzliche Faktoren? Zum Beispiel Arbeitslosigkeit oder Wechsel des Wohnorts oder anderes können hinzukommen und Ängste und Sorgen auslösen. Auffälliges Verhalten kann – muss aber nicht – im Zusammenhang mit der Erkrankung oder Behinderung des Geschwisterkindes stehen. Den Gedanken sollte man zulassen können.

Kinder versuchen möglicherweise über „Auffälligkeiten“ ihren Eltern etwas mitzuteilen?

Das kann ich Ihnen am besten anhand eines Beispiels erklären:

In einer Familie mit einem Kind mit einer schweren Behinderung infolge eines Unfalls ist die gesunde Tochter immer unpünktlich nach Hause gekommen. Das war für die Eltern fürchterlich, sie hatten Angst, dass unterwegs etwas passiert ist, besonders, weil ja schon eines ihrer Kinder einen schweren Unfall gehabt hatte.

Die Unpünktlichkeit wurde nicht besser. Alle Uhren haben nichts genützt. Fernsehverbote und Computerverbote ebenso wenig.

Dann hat sie in einem Geschwisterseminar ein Bild gemalt, das sie mir gezeigt hat. Darauf stand sie ganz nah bei ihrer Mutter. Ich bin keine Therapeutin, ich arbeite mit Eindrücken. Ich frage sie, was diese Zeichnung bedeuten soll. Sie antwortet:

„Ich will nah bei Mama sein.“

„Weiß Mama das?“

„Nee.“ (Neun Jahre alt, ein bisschen kess.)

„Sollen wir es Mama mal sagen?“

„Ja.“

Wir haben für dieses Gespräch einen Extratermin vereinbart. Die Familie hat vier Kinder und beide Eltern sind berufstätig. Die Tochter vermittelt ihrer Mutter: „Ich würde gerne eine halbe Stunde pro Woche Zeit von dir haben. Aber ich würde gerne bestimmen, was du mit mir machst.“

Eine halbe Stunde – überlegen Sie mal, was das für ein absehbarer und überschaubarer Zeitraum ist! Das ist viel weniger Zeit als die Mutter darauf verwendet, nach ihrer Tochter zu suchen, sich zu ärgern, Angst zu haben oder Strafen zu kontrollieren.

Die Mutter sagte während des Gespräches leise zu mir: „Jetzt muss ich bestimmt etwas machen, was ich nicht mag.“ Ich habe dann zu ihr gesagt: „Es wäre gut, wenn Sie jetzt nicht sofort sagen würden, dass sie etwas anderes machen möchten.“

Die Tochter wollte gerne Karten und Regelspiele mit der Mutter spielen. Genau die Sorte Spiele, die die Mutter nicht mochte. Trotzdem haben sie sie eine halbe Stunde pro Woche zusammen gespielt.

Die Tochter hatte tatsächlich etwas gesucht, was ihre Mama nicht gerne macht.

Eine Erklärung: Die Mutter musste immer den schwerstmehrfachbehinderten Sohn wickeln, zwölf Jahre alt. Danach sehnt man sich nicht unbedingt. Das macht man mit der Würde, mit der das geschehen muss und mit der man selber behandelt werden möchte, aber schön ist es nicht.

Die Tochter hat also etwas gesucht, was ihre Mutter auch nicht gerne macht, um zu prüfen, ob sie sie genauso lieb hat wie den Bruder. So als hätte sie gesagt:

„Wenn sie jetzt mit mir etwas macht, was sie nicht gerne macht, dann hat sie mich genauso lieb wie meinen Bruder.“

Die Mutter hat den Wunsch erfüllt, nicht zähneknirschend, sondern interessiert. Das war wichtig. Als die Tochter nach sechs Wochen pünktlich wurde, konnten sie auch schon etwas anderes miteinander machen. Sie hatte sozusagen ihren Beweis, und das Problem der Unpünktlichkeit war gelöst.

Hervorheben möchte ich an diesem Beispiel, dass die Mutter bereits vorher spürte, dass ihre Tochter etwas aussuchen würde, was sie nicht gerne mag. Intuitiv war ihr alles klar, der Weg der Klärung musste aber noch gefunden werden. Die Tochter hatte den Anstoß gegeben, weil sie für sich den Liebesbeweis wollte.

Es klingt schwierig, darauf zu kommen, was das Mädchen seiner Mutter sagen wollte. Wenn ich Sie richtig verstehe, geht es darum hinzusehen, offen zu sein und sich auch Hilfe zu holen. Die Wünsche, die Kinder äußern, sind in der Regel überschaubar oder verhandelbar. Es ist an erster Stelle wichtig, Interesse für sie zu zeigen.

Genau. Wenn man weiß, dass Kinder solche existenziell wichtigen Fragen haben wie in diesem Beispiel: „Hat meine Mutter mich genauso lieb wie meinen Bruder?“, dann lassen sich manche Verhaltensweisen leichter erklären oder man hat mehr Bereitschaft und Neugierde,

dahinterzukommen, was die Kinder damit erreichen wollen. Kinder wollen die Eltern nicht zusätzlich belasten. Sie wollen ernst genommen und gesehen werden. Ich empfehle immer:

„Schenken Sie Ihrem Geschwisterkind hin und wieder Momente ungeteilter Aufmerksamkeit.“

Die Betonung liegt hier auf ungeteilt. Das heißt zum Beispiel ohne piepende Geräte im Hintergrund, die dann doch vom Spiel ablenken. Damit geben die Eltern ihrem Kind schon sehr viel. Ein sehr anschauliches Beispiel hierfür ist folgende Geschichte:

Eine Familie, die hier in der Gegend lebt. Das Mädchen nahm bei uns an einem Wochenseminar teil. Sie wollte plötzlich unbedingt nach Hause, hatte Heimweh. Wir haben dann einen Tag lang versucht, einen Weg zu finden, dass sie bleiben kann, aber dann ging es nicht mehr. Als ich mit ihr besprochen hatte, dass sie jetzt zu Hause anrufen kann, sagte sie: „Ich rufe nachher an, wenn mein Vater zu Hause ist.“

Zwei Stunden später rief sie dann zu Hause an und sagte ihrem Vater, dass er sie abholen soll. Als ihr Vater dann bei uns ankam, guckte sie auf die Uhr und sagte: „Siebzehneinhalb Minuten, das reicht.“

Ich kenne die Entfernung und Strecke und weiß, er muss irre schnell gefahren sein. Ich habe ihm gesagt: „Nehmen Sie Ihre Tochter bitte jetzt schnell mit, weil sie unbedingt nach Hause will, aber

bitte kommen Sie irgendwann mal wieder, denn in der Aussage ist eine Botschaft, die wir verstehen sollten.“ Das Mädchen kam tatsächlich wieder, später auch zu weiteren Seminaren.

Und die Erklärung der Geschichte war folgende: Sie hatte einen schwer herzkranken Bruder und wenn dieser einen Krampf hatte oder ins Krankenhaus musste, dann haben die Eltern alles stehen und liegen lassen und sind in ein Spezialkrankenhaus gefahren. Sie hat an diesem Wochenende angerufen, als sie genau wusste, dass ihr Vater von der Arbeit kam und warmes Abendessen bekam. Bei den siebzehneinhalb Minuten wusste sie, dass er nicht erst gegessen hat, sondern sofort losgefahren ist.

Man kann auch denken: „Dieses kleine Biest!“ Sie hätte doch warten können. Aber sie hat den Beweis bekommen, nach dem sie sich geseht hatte. Der Vater ist ja auch tatsächlich sofort und schnell gefahren. Er hätte auch erst essen können. Ich sagte dann zu ihm: „Sie sind aber auch nicht so polizeikonform, verkehrsgerecht gefahren.“ „Nee“, sagt er, „das ist mir in solchen Situationen einfach nicht möglich.“ Manchmal kann man also Wünsche erfüllen ...

In den beiden Beispielen haben die Eltern auch irgendwie intuitiv das gemacht, was die Kinder sich wünschten. Aber ohne die Initiative der Kinder hätten sie das nicht umsetzen können.

Und manchmal ist es auch so, dass Wünsche nicht erfüllt werden können. Das ist nicht schlimm. Ich finde es einfach ganz wichtig, dass Geschwisterkinder ihre Wünsche äußern können. Wünsche sind dazu da, geäußert zu werden. Eltern sollten die Wünsche des Kindes immer anhören und dann mit ihren Möglichkeiten reagieren. Dazu gehört auch das „Nein, das geht nicht. Das geht jetzt nicht“. Und es gilt zu lernen, dass es Wünsche gibt, die nie erfüllbar sind, aber doch immer wieder aufmerksam gehört werden sollten: „Mein Bruder soll ganz gesund werden.“ „Ich möchte, dass die Krankheit aufhört.“

Dass Eltern die Wünsche ihres Kindes nicht sofort umsetzen können, ist aus meiner Sicht ein ganz normaler Umstand. Nachholen lassen sich Wünsche allerdings auch nicht immer. Darauf muss man vorbereitet sein.

Ich hatte mal ein Mädchen in einer Geschwistergruppe, die sich gewünscht hat, dass die Eltern einen Kindersitter bestellen, damit sie einmal alleine mit ihren Eltern fernsehen kann, genauer, eine Schnulze gucken und ungesunde Chips essen kann. Das ist ja eigentlich eine erfüllbare Sache. Die Situation ist nie gekommen. Ihr Bruder – in diesem Falle sehr beweglich – hat immer gehaut, dass er nicht stören sollte. Genau das hat er aber dann getan. Die Eltern haben sich schon bemüht, es war aber leider nie ungestört. Jetzt ist die Zeit vorbei. Der Bruder lebt heute in einer Einrichtung und für das Mädchen hat sich dieser Wunsch inzwischen erledigt. Ich habe zu den Eltern und dem Mädchen gesagt: „Das ist jetzt nicht so schlimm. Es ist, wie es ist, und nicht zu ändern. Der Wunsch wurde gehört, es hat Bemühungen gegeben, mehr war leider nicht drin.“

Es gilt, Kindern gegenüber aufmerksam zu sein und deren Situation realistisch zu sehen. In den Geschwistergruppen gibt es derzeit eine Lieblingskarte, darauf steht: „Ja, das hast Du gut gemacht!“ oder eine andere: „Ich bin stolz auf Dich!“

Etwas, was Eltern tun können, ist, den Kindern ab und an Anerkennung dafür zu geben, was sie aushalten. Im Sinne von: „Ich bin stolz auf dich, weil du das mit mir aushältst.“

Ich glaube, Offenheit und Ehrlichkeit der Eltern helfen sehr viel weiter. Ruhig auch mal die offene Frage zu stellen: „Was wünschst Du Dir denn wirklich von mir?“ Wenn Kinder lernen, dass Eltern bereit sind, das zu erfüllen, wünschen sie sich nichts Unmögliches.

Können Sie uns Ihre Sicht auf die besondere Situation unserer Familien beschreiben? Familien, deren Kind durch einen Unfall oder ein plötzliches Ereignis schwere Beeinträchtigungen erlitten hat.

Ich denke, für Familien, deren Kind durch ein solches Ereignis von Behinderung betroffen ist, gibt es zunächst die Phase des Schocks. Das geht gar nicht anders. Die Eltern sitzen da im Krankenhaus und begreifen selber erst mal kaum, was das jetzt bedeutet, dass ihr Kind diesen Unfall hatte.

Ich glaube, das ist die Phase, in der man auch möglicherweise vergisst, den anderen etwas zu erklären. Es fehlen einem noch die Worte. Eltern müssen hier aus meiner Sicht kein großes Vorbild

sein, indem sie etwas sagen wie: „Wir schaffen das schon“, wenn sie in dem Moment selber noch gar nicht dran glauben. Aber es hilft schon sehr viel in dem Moment, wenn sie stattdessen ihrem anderen Kind oder ihren Kindern offen sagen:

„Ich weiß jetzt im Moment auch nicht weiter. Aber wir wollen hoffen, dass wir das als Familie schaffen.“

Ich empfehle, auch und besonders in solch schwierigen Lebenssituationen offen und authentisch mit Kindern zu sprechen. Es hilft nicht, so zu tun, als könnte man das alles souverän meistern. Kinder spüren sowieso die Angst und Unsicherheit ihrer Eltern. Das gehört dazu.

In dieser Phase könnten Eltern zu ihren Kindern beispielweise sagen: „Für mich ist das alles jetzt auch genauso neu wie für dich. Möglicherweise kann es sein, dass wir jetzt nicht so gut auf dich achten können. Sag uns bitte Bescheid, wenn es so ist. Und wenn wir dich zur Betreuung jetzt häufiger abgeben, ist das nicht, weil wir dich weniger mögen, sondern weil wir es einfach nicht anders wissen.“

Gibt es Besonderheiten in Bezug auf Geschwisterkinder, auf die man achten muss, wenn in der Familie eine Erkrankung so plötzlich eintritt? Im Vergleich zu einer Erkrankung, die sukzessive entsteht, oder zu der Situation, dass ein Kind in eine Familie geboren wird, in der es schon ein erkranktes Kind gibt.

Ich glaube, da gibt es schon Besonderheiten. Die Phase des Schocks zum Beispiel, die ich gerade beschrieben habe, wird in diesen Familien besonders stark ausgeprägt sein.

Aus Sicht eines Kindes kann sich in dieser besonderen Situation Folgendes ergeben. Wenn ein Kind erlebt hat, dass die Schwester/der Bruder zum Beispiel beinahe ertrunken ist oder einen Verkehrsunfall erlitten hat, könnte es daraus folgern, dass ihm ein solcher Unfall ebenfalls passieren kann. Das ist eine besonders heikle Frage, die Kinder aber möglicherweise erst mal eine ganze Zeit nicht stellen, da sie ja die Eltern nicht noch mehr beunruhigen möchten.

Sollte diese Frage dann irgendwann gestellt werden, können Eltern im Prinzip nur sagen: „Das hoffen wir nicht, so etwas passiert sehr selten.“ Sie nehmen die Angst ernst und versuchen sie abzuschwächen.

Ich empfehle, wenn Eltern so etwas widerfährt und sie feststellen, dass sie die Situation ihres gesunden Kindes im Moment nicht überblicken können, dass sie sich verbindliche – und das ist mir ganz besonders wichtig –, verbindliche Ansprechpartner suchen, zu denen ihr Kind auch mit Fragen und Themen hingehen kann. Das ist kein Versagen der Familie, sondern das ist eine Unterstützung, die meiner Erfahrung nach wirklich wieder in die Familie zurückkommt.

Die Familien, die wir begleiten, haben ein Kind mit schwerster Hirnschädigung. Ein Zustand, der auch für Erwachsene viele Fragen aufwirft. Was würden Sie diesen Eltern empfehlen, wie sie ihren gesunden Kindern gegenüber die richtigen Worte finden?

Wie gesagt glaube ich, dass es hilfreich sein könnte, wenn Geschwisterkinder in solchen Situationen noch zusätzliche Menschen hätten, die ihnen zuhören. Es müssen nicht immer die Eltern sein.

Menschen, die ihnen möglicherweise auch das Angebot machen können: „Wenn du was fragen willst, kannst du mich fragen.“ Diese Ansprechpartner müssen auch nicht von vornherein alles wissen. Ich sage in solchen Situationen auch immer: „Ich weiß nicht, ob ich dir eine Antwort geben kann.“

Kinder müssen lernen, und das auch ruhig im frühen Alter, dass es Fragen gibt, die nie eine Antwort finden, und dass es Fragen gibt, die ganz konkrete Antworten haben. Und es gibt Fragen, auf die die Menschen unterschiedliche Antworten geben. Bei den Familien wird es sicherlich auch die Frage geben: „Was kann ich denn jetzt mit meiner Schwester/meinem Bruder machen?“

Ich würde sagen: „Erzähl ihm/ihr alles, was du magst. Wir wissen nicht, was er/sie versteht. Ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch auf besondere Weise spürt, dass da jemand ist. Nähe ist wichtig. Mach dir keinen Druck. Mach das, wenn du es willst und kannst.“ Nach meiner Erfahrung sind Kinder da ganz toll.

Ein Geschwisterkind erzählte zum Beispiel: „Ich verstehe meinen Bruder immer. Der atmet mit der Haut oder spricht mit der Haut und dann sehe ich, wie die Haut sich verändert.“

Eltern sollten sich in dieser außergewöhnlichen Situation Unterstützung holen. Die familiären Aufgaben möglichst teilen und Hilfe annehmen, für ungeteilte Augenblicke mit dem Geschwisterkind sorgen und weitere Ansprechpartner ermitteln, das sind Empfehlungen, die ich wirklich geben kann. Und die unterstützenden Ansprechpartner oder Angebote für die Geschwisterkinder müssen abgestimmt sein und verbindlich!

Sie empfehlen, realistisch, offen und authentisch mit Geschwisterkindern umzugehen.

Ja, Offenheit ist das Wichtigste bei allen Erkrankungen. Eltern sagen oft, dass sie nicht vor ihrem Kind weinen wollen. Das ist unter Umständen sogar belastender, wenn die Eltern das nicht tun und die Kinder es doch spüren. Ich erfahre immer wieder, dass die Kinder ohnehin wissen, was ihre Eltern fühlen. Weil sie die Kinder ihrer Eltern sind und deren Gefühlswelt kennen.

Da gibt es einen schönen Eintrag in unserem Gästebuch in der Geschwisterbücherei: „Wir kamen, um zu fragen, wann es Zeit ist, unserem Sohn zu sagen, dass er einen behinderten Bruder hat. Wir gingen mit der Auffassung, dass er es schon weiß und wir nur die Situation schaffen müssen, dass wir gemeinsam darüber sprechen. Und fast war es im Wegfahren, dass er gefragt hat. Er war vier und hat es schon gewusst.“ Wenn Eltern bereit sind und in gewisser Weise ausstrahlen, dass gefragt werden kann, dann werden die Fragen auch gestellt.

Authentisch zu sein ist abhängig davon gemeint, wie weit die Eltern schon selber bereit sind, die Wahrheit anzuerkennen. Ganz am Anfang zum Beispiel sind sie sprachlos, und das dürfen sie auch sein. Ich glaube nicht mal, dass Geschwisterkinder fragen: „Warum weinst Du?“ Ich vermute, dass die Geschwisterkinder sich erst einmal zurückziehen.

Und wenn sie es doch fragen, dann können Eltern wie gesagt ruhig antworten: „Wir sind traurig. Wir wissen auch nicht, wie es weitergeht. Wir müssen jetzt auf die Ärzte hoffen und alles tun, was wir tun können.“ Mehr kann man doch nicht sagen.

Das Gleiche gilt übrigens auch für das erkrankte Kind selber. Eltern sprechen hoffentlich auch mit ihrem erkrankten Kind offen: „Wir wissen jetzt nicht, was bei dir ankommt, aber es ist etwas passiert ...“ Das ist auch gut für die eigene Gefühlswelt. Ich glaube nicht, dass Kinder geschont werden sollten. Ich glaube, Kindern sollte Mut gemacht werden, ihre Fragen zu stellen.

Man darf in Ihren Augen also Kindern diese Belastung zumuten?

Ja, in meinen Augen darf man das. Wir können die Belastung ja nicht wegnehmen.

Sie ist da. Jeder spürt das, Kinder besonders. Und das Leben ist belastend in manchen herausfordernden Situationen. Die Eltern werden gerade am Anfang auch gar keine Zeit haben, eine Belastung zu verhindern. Man könnte auch nicht sagen, dass es bestimmte Dinge gibt, die Eltern tun können, damit ihr Kind nicht überlastet wird. Die Eltern wissen ja nicht, was auf sie zukommt. Hilfreich ist es generell, wenn Kinder lernen, wie man mit schwierigen Situationen umgehen kann.

Dass jeder von uns nach Lösungen sucht und sein Bestes gibt. Ein Beispiel:

Da sind zwei Kinder, die erlebt haben, dass der Bruder mit dem Hubschrauber wegen eines bedrohlichen epileptischen Anfalls ins Krankenhaus gebracht wurde und Mama mitkam. Papa war nicht da, und Oma und Opa brauchten 20 Minuten, bis sie vor Ort waren. Als die Kinder mir dies erzählt haben, habe ich sie gefragt: „Was habt ihr denn da gemacht?“ „Wir haben den Fernseher angemacht.“

Das finde ich toll an Kindern. Da gerät die Welt aus den Fugen und sie suchen sich etwas, das normal ist und funktioniert – wenn gerade nichts anderes mehr funktioniert. Das sind oft technische Geräte. Diese Möglichkeit der Bewältigung habe ich aus Geschichten von Kindern gelernt, die sie mir so erzählt haben.

Und ihre Mutter hatte ja keine Wahl. Sie musste ihren Fünf- und ihren Siebenjährigen für 20 Minuten alleine lassen. Das hätte sie nicht freiwillig getan, sondern ausschließlich, um das Leben des anderen Kindes zu retten. Das ist eine belastende Situation.

Wichtig ist auch noch zu wissen, dass Kinder viel aushalten. Sie haben eine andere Realität als Erwachsene. In dem Moment, in dem wir Erwachsene schon denken: „Wie wird sich unser Leben jetzt dadurch ändern?“, haben Kinder erst mal nur den Moment. Sie haben die Sorge: „Mama ist weg und Oma und Opa sind noch nicht da. Und ich hab Angst, dass mein Bruder sterben könnte.“ Dann brauchen sie Sicherheit wie etwa durch den funktionierenden Fernseher, der in dem Moment gegen die Angst hilft. Kinder finden ganz eigene Strategien. Ich glaube auch, dass Kinder so früh wie möglich ihre Geschwister sehen sollten. Alles, was man sieht, kann man besser begreifen.

Diese Beispiele empfinde ich als sehr hilfreich. Ist es gut, sich an den Geschichten anderer zu orientieren?

Ja, ich benutze viele dieser Beispiele in meiner Arbeit. Es entstehen dann Ideen, welche Gedanken man mitunter mitlaufen lassen kann. Oder wo manchmal Antworten oder Lösungen verborgen liegen. Ich erlebe häufig, dass Eltern, die diese Geschichten hören, sich ein wenig öffnen und entspannen können.

Vielleicht können sie nach Unterstützung fragen oder haben eigene Ideen, was sie machen und ausprobieren möchten, um ihr gesundes Kind in seiner Geschwisterrolle zu unterstützen. Ich sage Eltern immer wieder: „Tun Sie nur das, wovon Sie überzeugt sind.“



(Christoph Vetter, Benjamin Nowitzky; Fotos: Jörg Landsberg)

Pass auf ihn auf!

Die Geschwister von kranken oder behinderten Kindern tragen oft eine große Last. Jetzt gibt es für sie spezielle Hilfe.

Von Martin Spiewak, DIE ZEIT-Artikel vom 1. März 2012

Noch immer dreht sich Carl Wilhelm Macke häufig um, wenn Menschen an ihm vorübergehen. Ein Blick nach hinten, dann ist er beruhigt: Niemand schaut ihm nach. Warum auch? Macke fällt nicht auf. Ein schlanker Mann im fortgeschrittenen Alter, mit grauem Bart und praktischer Kleidung. Nur sein Gang ist etwas bedächtiger. Als warte er auf jemanden, der ein normales Tempo nicht mithalten kann.

Carl Wilhelm Macke muss auf niemanden warten. Seit vielen Jahren nicht mehr. Damals haben die Leute hinter seinem Rücken getuschelt. Manche haben begonnen zu torkeln, als wären sie betrunken. So wie der große Junge an seiner Seite: Wolfgang, sein Bruder, der Spastiker. Die Scham ist Vergangenheit. Der Kontrollblick über die Schulter ist geblieben.

Eltern sterben, Freunde und Partner kommen und gehen. Die Beziehung zu Bruder oder Schwester ist die dauerhafteste Lebensbindung, nicht selten auch die prägendste. Geschwister sind die ersten Freunde, aber auch die schärfsten Konkurrenten. Im Kinderzimmer lernt man nicht nur Gemeinschaft und Liebe, sondern auch Abgrenzung und Eifersucht. Schwierig wird es nur, wenn in diesem sozialen Trainingscamp nicht für alle die gleichen Spielregeln gelten, etwa weil ein Kind behindert ist.

Carl Wilhelm Mackes Bruder kam mit einem Geburtsfehler zur Welt. Das Laufen und Sprechen fielen ihm schwer. Schleppend und wackelnd schob er sich vorwärts. Man musste genau hinhören, um seine verwaschene Sprache zu verstehen. Die Spastik des älteren Sohnes bestimmte den Alltag der Familie Macke – und prägte das Leben seines jüngeren Bruders. "Meine ganze Erziehung war auf ein behindertes Kind zugeschnitten", sagt er.

Zu Hause oder bei Verwandten, in der Schule oder auf der Straße – Rücksicht zu nehmen war das erste Gebot. Das zweite hieß: keine Aufmerksamkeit erregen. In den fünfziger Jahren spukte die Nazi-Rhetorik von "Ballastexistenz" und "unwertem Leben" noch in den Köpfen. Da war es besser, sich zu verstecken. Einmal wollte Carl Wilhelm eine dieser grellgelben Regenjacken haben, wie sie andere Mitschüler trugen. Die Mutter redete ihrem Sohn den Wunsch wieder aus: "Wir fallen schon genug auf."

Carl Wilhelm Macke akzeptierte den Einspruch, so wie er vieles schluckte. Dass er lieber keine Freunde mit nach Hause bringen sollte. Dass er beim Spielen nicht zu häufig gewann, weil sein Bruder schnell wütend wurde. "Ich bin doch auch noch da!", schrie er manchmal in sich hinein. Es offen zu sagen, wagte er nicht. Die verordnete Dankbarkeit dafür, selbst gesund zu sein, verschloss ihm den Mund.

Fünfzig Jahre dauerte es, bis er seine Gefühle zu Papier brachte. *Die Scham im Familienwappen* überschrieb er den Text. Und wenn Carl Wilhelm Macke von früher spricht, braucht er mehrere Anläufe, bis er sich zu einer Aussage durchringt: "Manchmal glaube ich, unter der Behinderung meines Bruders mehr gelitten zu haben als er selbst."

Heute muss niemand ein Kind mit einer spastischen Lähmung verstecken. Ein Geburtsfehler gilt nicht als "Gottesstrafe" wie im katholischen Cloppenburg der Nachkriegszeit, wo die Mackes wohnten. Doch nach wie vor verlangt ein behindertes Kind allen Familienmitgliedern Beträchtliches ab, auch den nicht behinderten Geschwistern.

Sie bekommen weniger Aufmerksamkeit, müssen stärker zu Hause helfen, früher selbstständig werden und möglichst problemlos funktionieren. Selbst wenn sie sich zurückgesetzt fühlen: Den Groll gegen den Bruder mit Downsyndrom oder die Schwester im Rollstuhl dürfen sie nicht zeigen. Geschwister von Behinderten sind Meister der Anpassung. "Sie lernen, ihre negativen Gefühle in sich hineinzufressen", sagt Marlies Winkelheide von der Lebenshilfe Bremen.

In rund jeder dritten bis vierten Familie in Deutschland lebt ein Kind mit einem dauerhaften Gesundheitsproblem. Mit Allergien oder Asthma; aber auch schweren Krankheiten wie Diabetes, Krebs oder einer geistigen Behinderung. Die meisten von ihnen haben Geschwister. Zwar fühlen sich beileibe nicht alle durch den behinderten Bruder oder die chronisch kranke Schwester beeinträchtigt. "Doch zwischen zehn und zwanzig Prozent der Geschwisterkinder sind gefährdet", sagt Michael Kusch, Leiter des Instituts für Gesundheitsförderung und Versorgungsforschung (IGV) an der Universität Bochum. Er hat internationale Studien zu den Belastungen von Geschwistern Behinderter ausgewertet. Übertragen auf Deutschland, kommt er auf mindestens 300.000 Kinder, die Unterstützung benötigen. Sie fühlen sich überfordert oder vernachlässigt, Schuldgefühle oder Zukunftsängste plagen sie. Manche werden in der Schule auffällig, andere leiden an Depressionen. Victoria Knoll würde niemals sagen, dass sie unter ihrem Bruder leidet. Die Sechzehnjährige mit den rot gefärbten Haaren und schwarz lackierten Fingernägeln sitzt im Wohnzimmer eines Einfamilienhauses am Stadtrand von Nürnberg. Ab und zu reicht sie Jonas eine Schnullerflasche mit Saft. Der Junge mit dem Kopfschutz aus Gummi schaukelt in seinem Rollstuhl hin und her und schaut in den verschneiten Vorgarten, als lebe er in einer anderen Welt. Ab und zu ertönt aus seinem Mund eine Art Stöhnen oder Brummen. "Wir sagen, Jonas singt", erklärt Victoria.

Als sie anderthalb Jahre alt war, wurde ihr geistig und körperlich schwer behinderter Bruder geboren. Früh hat sie gelernt, Jonas zu füttern und aufzupassen, dass er in der Wohnung nichts kaputt macht. Schüttelt den Jungen ein epileptischer Anfall, kennt sie die helfenden Tabletten. Sie liebt Jonas, ein Leben ohne ihn, der heute die meiste Zeit in einer heilpädagogischen Einrichtung lebt, ist für sie "unvorstellbar".

Dass ihr Bruder im Mittelpunkt stand, hat sie dennoch geschmerzt. Er kriegte stets, was er wollte, sie nicht. Sie musste nach der Schule Hausaufgaben erledigen, er bekam nie welche auf. Nicht einmal richtig streiten konnte sie mit ihrem Bruder. Einmal hat sie ihn gekniffen, erinnert sie sich, um ihm wehzutun. Jonas hielt es für ein Spiel und lachte. Das machte Victoria noch wütender. "Manchmal habe ich mir schon einen weiteren Bruder oder eine Schwester gewünscht", sagt sie. Und meint: ein nicht behindertes Geschwisterkind.

Victoria sagt den Satz, als weder Jonas noch ihre Eltern im Zimmer sind. Früher hätte sie ihn wohl gar nicht auszusprechen gewagt. Mittlerweile hat sie gelernt, über sich und ihren Bruder zu reden. Einmal im Jahr kommt sie im ehemaligen Kloster Langau in Oberbayern mit Jungen und Mädchen zusammen, die ihr Schicksal teilen. Die Bildungs- und Erholungsstätte organisiert Tagungen für Geschwister behinderter Kinder, eine Mischung aus Ferienfreizeit und Therapiegruppe.

Victoria genießt die Geschwistertage. Dort geht es nur um sie. Sie muss keine Rücksicht nehmen, weder auf ihr Gewissen noch auf den Bruder oder die Eltern. Denn nichts, was die Teilnehmer sagen, dringt nach außen. "In der Langau darf ich mich richtig auskotzen!" Sie kann erzählen, wie es sie nervt, wenn Mitschüler sie wegen ihres Bruders ständig bedauern. Oder zugeben, wie sie sich manchmal schämt, wenn ihre Familie in der Öffentlichkeit angestarrt wird "wie ein Tier im Zoo". Niemand sieht darin einen Widerspruch. Zu erfahren, dass andere Menschen ähnlich gegensätzliche Gefühle kennen, ist für Victoria jedes Mal wieder ein Erlebnis. "In der Langau bin ich irgendwie ein anderer Mensch."

Auch wie sie mit blöden Sprüchen umgehen sollen, beschäftigt die Geschwisterkinder. Carl Wilhelm Macke hat noch den Spott der Straße im Ohr. Einmal, erinnert er sich, habe man einen Nachbarhund auf seinen Bruder gehetzt und sich über dessen Angst amüsiert. Solche Grausamkeiten hat Victoria niemals erlebt. Aber die gängigen Schimpfworte auf dem Schulhof ("Du Spast") kennt auch sie. Soll sie sie einfach ignorieren? Oder ist sie es ihrem Bruder schuldig, zu reagieren? "Fast alle Geschwister von Behinderten kennen diese Angst vor dem Verrat", sagt Marlies Winkelheide. Seit dreißig Jahren bietet Winkelheide für die Lebenshilfe Bremen Geschwisterseminare an. Sie war die Erste, die sich mit Brüdern und Schwestern von Behinderten beschäftigte. Die Medizin und die Heilpädagogik befassten sich allenfalls noch mit den Eltern der Behinderten, nicht aber mit deren Geschwistern. Die waren ja schließlich gesund. Das ändere sich allmählich, sagt Eberhard Grünzinger vom Sozialverband VdK Bayern. Er hat einen Ratgeber für Geschwisterkinder

geschrieben und beobachtet, so sagt er, eine wachsende Zahl von einschlägigen Fachtagungen, Internetseiten und Kontaktstellen. "Heute betrachtet man behinderte oder chronisch kranke Kinder stärker im System der Familie, zu dem natürlich auch Brüder und Schwestern gehören."

Mittlerweile ist eine bundesweite Stiftung im Aufbau, die sich allein den Geschwisterkindern widmet: FamilienBande heißt sie. Unterstützt von der Pharmafirma Novartis, will die Initiative die öffentliche Aufmerksamkeit schärfen sowie Hilfsangebote und Fachwissen bündeln. Unter anderem hat das Bochumer IGV eine – nach dem römischen Familiengott Lares benannte – Früherkennungsstrategie entwickelt. Mit einem einfachen Fragebogen können Ärzte, Pädagogen oder Eltern relativ schnell erkennen, ob ein Geschwisterkind mit den Belastungen zurechtkommt oder selbst Hilfe braucht. Dabei hat die Schwere des Handicaps kaum Einfluss darauf, ob die Geschwister ihre spezielle Lebenssituation meistern, weiß Sonja Richter, Sozialpädagogin in der Langau. Sie kennt Familien mit mehreren geistig behinderten Kindern, deren gesunde Geschwister ohne jede Beeinträchtigung aufwachsen – während in anderen Fällen bereits ein lernschwaches Kind das gesamte Beziehungsgefüge ins Wanken bringt.

"Es kommt darauf an, wie die Eltern auf die Situation reagieren", sagt Richter. Hadern sie mit ihrem Schicksal? Weigern sie sich – "Wir sind eine ganz normale Familie!" –, über Probleme zu reden? Manche Eltern sind enttäuscht über das behinderte Kind und projizieren ihre Wünsche in den gesunden Bruder. Andere Eltern reiben sich mit Pflege und Förderung auf und verlangen – oft unausgesprochen – ähnlichen Einsatz von der nicht behinderten Schwester. Gerade Mädchen fügen sich oft willig in die Rolle der ewigen Babysitterin und Pflegeassistentin. Denn dafür ist ihnen Lob sicher ("Meine Große, wenn wir dich nicht hätten!").

Die frühe Verantwortung kann die Geschwisterkinder aber auch stark machen. Als "ausgesprochen reflektiert und umsichtig" erlebt Sonja Richter ihre Schützlinge während der Seminare in der Langau: "Es ist erstaunlich, wie reif viele von ihnen sind." Victoria glaubt, dass sie mutiger ist als viele ihrer Freundinnen und keine Angst hat, etwa auf Fremde zuzugehen. "Irgendetwas Soziales" möchte sie später machen, vielleicht sogar in der Behindertenpädagogik. Schließlich kennt sie beide Welten – ihre Familie wie die Welt draußen.

Carl Wilhelm Macke ist ein Helfertyp geblieben. Neben dem Studium hat er für eine Behindertenzeitung geschrieben und als Freiwilliger in einem evangelischen Industriepfarramt Arbeiter und Studenten zusammengebracht. Heute leitet er den Verein "Journalisten helfen Journalisten", der sich für verfolgte Kollegen im Iran, in Pakistan oder Guatemala einsetzt. Macke selbst blieb freier Journalist. Zum Redakteur bei einer Zeitung oder einem Radio habe ihm wohl das Selbstbewusstsein gefehlt, meint er. Ohne seine Frau, eine Ärztin, hätte es für ihn nur zu einem kargen Leben gereicht. Dafür ist der Kreis der Freunde und Bekannten riesig. "Ich habe mein ganzes Leben soziales Kapital angehäuft", sagt er.

Und sein Bruder? Der hat seinen Weg gemacht. Er lernte Buchhändler, heiratete, hat heute zwei erwachsene Kinder. Auf Familienfeiern führt nicht Carl Wilhelm, sondern Wolfgang das Wort. Trotz Sprachfehler. "Wer mich nicht versteht, muss eben besser zuhören", sagt er immer. Macke erzählt es lächelnd und schüttelt dabei den Kopf.

Bis heute telefonieren die Brüder regelmäßig miteinander, sie teilen ähnliche Ansichten über die Dinge. Bloß über das Verhältnis zueinander und die Zeit damals haben sie nur ein Mal gesprochen. Vor einigen Monaten, nachdem Carl Wilhelm Macke den Text geschrieben hatte: *Die Scham im Familienwappen*. Sein Bruder hörte zu und fragte dann: "Und: Bin ich jetzt Opfer oder Täter?" Carl Wilhelm Macke wusste keine Antwort.



(Christoph Vetter, Benjamin Nowitzky, Fotos: Jörg Landsberg)

FÜR DEN UNTERRICHT

Warm Up

Alle die...: Alle Kinder sitzen in einem Stuhlkreis. Die Spielleitung fragt anhand der folgenden Liste und alle Kinder, die die Frage mit „ja“ beantworten würden, wechseln den Platz.

Wer hat Geschwister?

Wer hat mehr als ein Geschwisterkind?

Wer denkt, große Geschwister sind besser als kleine?

Wer denkt, Geschwister haben ist toll.

Wer teilt sich ein Zimmer mit dem Geschwisterkind?

Wer würde seinem Geschwisterkind helfen, auch wenn es anstrengend ist?

Wer würde sich nach einem Streit bei seinem Geschwisterkind entschuldigen?

Wer wäre stolz, eine große Schwester / ein großer Bruder zu sein?

Ein Kompliment machen: Alle Kinder gehen kreuz und quer durch den Raum. Es wird nicht gesprochen. Wenn sich Kinder begegnen, bleiben sie kurz voreinander stehen und schauen sich in die Augen. Nach einer Weile wird das Spiel erweitert. Beim Anschauen sagen die Kinder jetzt „Du!“. In einer dritten Phase, wenn das Prinzip etabliert und die ersten Peinlichkeiten überwunden sind, wird das „Du!“ durch ein Kompliment ersetzt. Die Kinder, die sich begegnen, sagen sich etwas Nettos. Variation: Falls der Raumlauf für zu viel Ablenkung sorgt, kann die Anordnung auch in zwei sich gegenüberstehende Reihen geändert werden – jedes Kind hätte dann ein direktes Gegenüber für „Du!“ und das Kompliment.

Au Ja: Geschwister spielen manchmal gern zusammen. Ein Kind macht einen Vorschlag für eine körperliche Handlung: z.B. „Lasst uns alle auf einem Bein hüpfen.“ (Kann auch eine Spielhandlung sein: z.B. so tun, als würden wir durch Wasser laufen, als wären wir ein wildes Tier etc.) Alle anderen antworten chorisch „Au Ja!“ und setzen den Vorschlag so lange um, bis ein anderes Kind einen neuen Vorschlag macht.

Einstieg in das Thema Kommunikation

Menschen ist die Fähigkeit zur Kommunikation angeboren. Wir verfügen über die Fähigkeit, auf Kommunikationsangebote unserer Mitmenschen einzugehen. Und die sind nicht auf Wörter und Sätze beschränkt. Kinder und Eltern „sprechen“ auch mit Blicken, mit Körperhaltung, Handbewegungen, mit Stimme, Gestik und Mimik.

Kommunikationsmittel: Welche Mittel gibt es außer der Sprache noch, um zu kommunizieren bzw. Informationen zu vermitteln? Stellt euch in einen Kreis. Die Spielleitung nimmt einen Ball und wirft ihn zu einem Kind. Dieses Kind nennt nun ein mögliches Kommunikationsmittel (Gestik, Mimik, Haltung, Körperkontakt, Geruch, Bilder etc.) und wirft den Ball dann weiter. Sammelt die Begriffe, bis niemandem mehr etwas einfällt. Tragt anschließend nochmal alles an der Tafel oder auf einem großen Papier zusammen.

Man kann nicht nicht kommunizieren: Stellt eine Aufführungssituation her (Bühnenfläche und Stühle für die Zuschauenden). Auf der Bühnenfläche steht ein Stuhl. Ein Kind verlässt nun den Raum. Die Zuschauenden bekommen den Auftrag die folgende Szene genau zu beobachten und insbesondere die vorher gesammelten Kommunikationsmittel zu fokussieren. Draußen erhält das Kind eine Handlungsanweisung von der Spielleitung. Anschließend tritt es auf und führt die Handlung aus. Anschließend verlässt es wieder den Raum. Die Szene ist beendet, das Kind darf wieder ins Plenum kommen. Sprecht über die Wirkung: Was hat die Szene erzählt? Welche Mittel

hatten welche Wirkung? Welche Geschichte ist in euren Köpfen entstanden, wer war die Figur und wie ging es ihr? Wie viele Informationen werden außerhalb von Sprache kommuniziert? Wiederholt die Übung einige Male mit neuen Freiwilligen und anderen Handlungs-anweisungen.

Vorschläge für Handlungsanweisungen:

Betrete die Bühne und stelle dich neben den Stuhl. Blicke ins Publikum und zähle im Kopf bis 10. Dann verlasse die Bühne wieder.

Betrete die Bühne und setze dich auf den Stuhl. Blicke ins Publikum und zähle im Kopf bis 10. Dann verlasse die Bühne wieder.

Betrete die Bühne und stelle dich hinter den Stuhl. Lege die Hände auf die Lehne und blicke nach oben an die Decke. Zähle im Kopf bis 10. Dann verlasse die Bühne wieder.

Betrete die Bühne und stelle dich neben den Stuhl. Blicke ins Publikum und zähle im Kopf bis 10. Dann verlasse die Bühne wieder.

Betrete die Bühne und gehe einmal langsam um den Stuhl herum. Setze dich dann vorsichtig hin. Halte den Blick am Boden. Zähle im Kopf bis 10. Dann verlasse die Bühne wieder.

Einstieg in das Thema Diversität

Diversität ist ein Selbstverständnis, eine Grundhaltung, für die man sich entscheiden kann. Dazu gehört eine interessierte, bemühte und offene Auseinandersetzung mit Fragen sozialer Un-/Gleichheit und Verschiedenheit.

Was ist normal?: Bildet Paare. Schreibt still zehn Handlungen auf, die ihr normal findet. Lest euch die Listen gegenseitig vor. Gibt es Übereinstimmungen? Könnt ihr jedem Punkt eures Gegenübers zustimmen? Gibt es so etwas, wie „normal“? Diskutiert miteinander und findet eine neue Begrifflichkeit (z.B. mehrheitsfähig).

Ich denke, du bist...: Bildet Paare mit Partner*innen, die ihr nicht so gut kennt. Setzt euch einander gegenüber und notiert eine Charakterisierung, die mit „Ich denke, du bist...“ beginnt. Was glaubt ihr: Wie ist das Gegenüber, was mag es, welche Stärken und auch Schwächen hat es? Es sollen mindestens 15 Sätze zum jeweils anderen entstehen.

Lest euch die Texte gegenseitig vor. Entspricht dieses Bild eurem Bild von euch selbst? Fühlt ihr euch richtig oder missverstanden? Diskutiert die Wirkung von Zuschreibungen im Plenum.

Markierende Situationen: Ein wichtiger Satz im Stück Patricks Trick ist: „Man ist nicht behindert, man wird es.“ Was bedeutet das? Diskutiert darüber in der Klasse.

Sammelt anschließend in Kleingruppen: In welchen Situationen wird dir gezeigt, dass du anders bist, als die anderen? Baut fünf Standbilder zu den Situationen und zeigt sie euch gegenseitig.

Diskutiert: Ist das was die meisten tun, können oder wollen immer das Richtige?

Arbeit mit dem Text: Im Stück erfährt Patrick, dass sein Bruder aufgrund einer Behinderung vielleicht nie richtig sprechen lernen wird. Patrick ist bestürzt und will das unbedingt verhindern. Er fragt verschiedene Leute um Hilfe.

Lest die folgende Szene mit verteilten Rollen. Diskutiert: Inwiefern kann das Gespräch mit Frau Schlepper Patrick helfen?

Patrick

Also bin ich noch mal zu Frau Schlepper.

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Es ist ja nicht so, dass behindert das Gegenteil von ge-sund ist. Das musst du dir wie eine Linie vorstellen. Eine Skala. Und jeder Punkt auf der Skala ist besetzt. Alles fließende Übergänge. Ich zum Beispiel habe einen Herzfehler, und als ich noch Schülerin war, war meine Rechtschreibung grottig. Und ich hatte große Schwierigkeiten mit dem Lesen.

Patrick Sie waren Legasthenikerin?!

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Ja, verrückt, oder? Ich glaube, das ist sogar einer der Gründe, warum ich Lehrerin geworden bin. Auch wenn damals noch keiner das Wort Legasthenie kannte.

Patrick Und was ist das Gegenteil von behindert?

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Was denkst du denn?

Patrick Normal?

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Und was ist das Gegenteil von normal?

Patrick Äh. Unnormal?

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Heißt behindert unnormal?

Patrick Nee, oder?

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Nee. Vor allem finde ich vielleicht Sachen normal, die du unnormal findest. Und umgekehrt auch. Ich bin auf eine Schule gegangen, auf der es keine Jungen gab. Und das fanden die damals normal. Heute finde ich das ziemlich bescheuert.

Patrick Ist das Gegenteil von behindert unbehindert?

Sein Bruder (als Frau Schlepper) Ja, vielleicht. Patrick, ich verrate dir ein Geheimnis. Wenn zwei sich begegnen, ist da immer Magie im Spiel. Egal, wie genau du mir beschreibst, was du denkst, ich werde es mir nie ganz genau vorstellen können. Und egal, wie genau ich dir beschreibe, was ich denke, du wirst nie wissen, wie sich das wirklich anfühlt in meinem Kopf. Aber das ist gar nicht schlimm. Denn Valentin ist dein Freund. Obwohl du nicht genau weißt, wie das in seinem Kopf ist. Und du liebst deine Eltern, obwohl du nicht weißt, was sie genau fühlen. Und bei deinem Bruder wird das ganz genauso sein.

Patrick Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass Frau Schlepper viel cooler ist als Herr Hansen

